

„Deutsche Wochen“ im Kosovo

Brückenschläge in die Perspektivlosigkeit. Von Stephan Dünwald



Verbrannte Erde und kein Dach
*Ehepaar aus Wolfenbüttel, abgeschoben mit fünf Kindern,
davon eins behindert, steht vor dem Nichts.*







Arbeitsperspektiven im Roma Camp Podgoriza.
Wer hier „No Future“ sagt, meint's auch so

„Kulturaustausch schlägt Brücken zwischen den Völkern und überwindet Mauern zwischen Menschen. 60 Jahre nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland und 20 Jahre nach dem Fall der Mauer zwischen den beiden Teilen Deutschlands gehört es heute zu den Selbstverständlichkeiten für die Menschen in unserem Land, Traditionen, Kultur und Entwicklungen in den Nachbarländern und weltweit kennen zu lernen und damit das gegenseitige Verständnis zu fördern. Mit den zum ersten Mal im Kosovo durchgeführten ‚Deutschen Wochen‘ soll die schon bestehende Brücke zwischen den Menschen in unseren beiden Ländern gefestigt und verbreitert werden,“ so der Presstext der Deutschen Botschaft Pristina.

Hans-Dieter Steinbach, Botschafter der Bundesrepublik Deutschland im Kosovo, bemüht die Bilder von Brücke und Brückenschlag für den Veranstaltungsreigen im September und Oktober 2009. Eine Woche nach Beginn der „Deutschen Wochen“, am 28. September 2009, startet mittags eine Chartermaschine vom Flughafen Düsseldorf, Ziel ist Prishtina, Hauptstadt des jungen Staates Kosovo. Passagiere sind gut dreißig Angehörige der Roma- und Ashkali-Minderheiten aus dem Kosovo, in Schach gehalten von einer Begleitmannschaft Bundespolizisten. Eine Woche zuvor war schon eine Maschine vom Flughafen Karlsruhe/Baden Baden gestartet, in aller Heimlichkeit und natürlich ohne Grußworte des deutschen Botschafters. Das Programm der „Deutschen Wochen“ bietet keinen Bezug zu diesem breiten, staatlich durchgesetzten Rückkehrprogramm, das zehntausende Kosovaren in das Herkunftsland expediert hat, oft gegen ihren Willen, oft mit Gewalt. Eine Art Luftbrücke, wenn man so will – aber angelegt als Einbahnstraße.

Abschiebung in das Kosovo
– integraler Bestandteil oder Rahmenprogramm?

Nur zu gut haben Kosovaren das Leben in Deutschland kennen gelernt, nur zu gut wissen sie, dass auch Abschiebung zu den deutschen Traditionen im Verhältnis zum Kosovo gehört. Nun, pünktlich zu den „Deutschen Wochen“, wird das letzte Kapitel dieser Abschiebungen aufgeschlagen. Roma, bislang von Abschiebungen ausgenommen, sowie Alte und Kranke werden in das Kosovo abgeschoben. Deutschland will reinen Tisch machen. Schätzungsweise 23.000 ausreisepflichtige Kosovaren gibt es noch in Deutschland. Das bedeutet, dass sich dieses letzte Kapitel noch hinziehen kann. Von 150 für die Abschiebung aus Düsseldorf vorgesehenen Personen, saßen dann nur 32 tatsächlich im Flugzeug. Viele machten Abschiebehindernisse geltend, manche waren zu krank, um flugtauglich zu sein, andere tauchten ab. Die Übrigen landeten am Nachmittag des 28. September 2009 in Prishtina, empfangen von einem Vertreter der Abteilung „Grenzen, Asyl und Minderheiten“ des kosovarischen Innenministeriums, jemandem vom UNHCR, dem Abschiebekoordinator der Deutschen

Botschaft, Frank Wellna, und dem Koordinator des Rückkehrprojektes URA 2.¹ URA, das heißt Brücke auf Albanisch. Unter anderem im Flugzeug: die 16-jährige Serdana Begesi aus dem Landkreis Emsland, die allein, ohne Eltern, abgeschoben wird. Auf dem Flug von Karlsruhe war ein kranker, siebzigjähriger Mann aus Baden. Brückenschläge, die nicht das gegenseitige Verständnis fördern.

Bis Ende 2008 hatte noch die UNMIK, die Übergangsverwaltung der Vereinten Nationen, Abschiebungen aus Deutschland überwacht. Roma, hier folgte die UNMIK der Stellungnahme des UNHCR, durften nur in wenigen Ausnahmefällen abgeschoben werden. Bei anderen Personen musste gesichert sein, dass wenigstens Wohnraum zur Verfügung steht. Inzwischen ist die kosovarische Regierung zuständig für die Genehmigung der Abschiebungen und wahrscheinlich war es der Preis für die schnelle Anerkennung des Staates Kosovo durch die Bundesrepublik, dass nunmehr alle Abgeschobenen bedingungslos akzeptiert werden, so sie denn überhaupt als Kosovaren gelten können.

Schon vor Beginn der „Deutschen Wochen“ bin ich im Kosovo. Als ich höre, dass eine Charter-Abschiebung aus Karlsruhe stattfindet, bin ich auf dem Weg nach Mitrovica, der geteilten Stadt, Metapher für die ethnischen Konflikte in dem kleinen Staat, der ehemals eine serbisch dominierte Provinz war. Doch mich interessiert nicht der albanisch-serbische Konflikt, der noch immer politisch das Geschehen bestimmt. Ich bin auf der Suche nach Roma, die, vielleicht mehr als andere ethnische Gruppen im Kosovo, Opfer des jahrelangen Konflikts waren, der mit dem Krieg 1999 nicht zu Ende war, sondern nur die Verhältnisse verkehrte.²

Mit Jasmina, der Leiterin des Mitrovica Büros des Dänischen Flüchtlingsrats, fahre ich nach Mitrovica. Vor der Stadt biegen wir ab in den südlichen, albanischen Teil. Im Büro des DRC treffe ich Dai und Arben vom Roma Ashkali Documentation Centre. Wir steigen um in einen alten Landrover mit ‚Mercy Corps‘-Emblem und rumpeln in die Roma-Mahala, das Viertel der Roma, wo wir erst mal den Chef begrü-

¹ URA 2: *Dieses Projekt dient der Unterstützung Abgeschobener, es dient aber vor allem dazu, alle Mittellosen, Alten und Kranken ebenfalls abschieben zu können. Es wird durchgeführt vom deutschen Bundesamt für Migration und Flüchtlinge BAMF, und wäre Gegenstand eines eigenen Kapitels.*

(Vgl. u.a. den Pro Asyl Bericht Angeordnete Freiwilligkeit, sowie den aktuellen Recherchebericht unter http://www.proasyl.de/fileadmin/fm-dam/q_PUBLIKATIONEN/09_10_16_BHP_PA_Kosovo.pdf)

² *Natürlich, wie keine der am Bürgerkrieg beteiligten Gruppen, waren die Roma nur Opfer. Auch Roma waren auf Seiten der Serben dabei, wenn Albaner vertrieben, getötet, drangsalieren wurden. Als die Macht der Serben gebrochen war, richtete sich die Vergeltung extremistischer Albaner auch auf die Roma. Erst nach dem Krieg wurden sie so Opfer des Krieges und der Untaten, die einige von ihnen verübten.*



Nexhmedin aus dem Allgäu ...

Ben; einen Mann mit rundlichem Gesicht und verschmitzten Augen, der mich schnell mustert. Arben spricht mit ihm und es laufen ein paar Jungs los, um Roma aus Deutschland zu suchen.

Mahala

Der Chef der Mahala würde vom Äußeren einen guten Viehhändler abgeben. Jasmina hat mir auf der Herfahrt erzählt, welche Schwierigkeiten sie haben mit der Umsiedlung von Roma aus den nördlichen Lagern oder anderen Gegenden. Die Roma in der Mahala beharren darauf, dass dorthin nur Leute zurückkommen, die auch vor der Vertreibung dort gelebt hatten. Die Wiederansiedlung der Roma ist ein politisches Spiel ersten Ranges. Die Roma, viele Male vernachlässigt, übergangen und übervorteilt, versuchen nun, ihre Situation zu nutzen. Es ist eine Geschichte, die sich um den nur allzu oft nicht dokumentierten Besitz von Grund und Boden auf der Roma-Mahala dreht – um die Frage, wer und wo

den Bau von Häusern finanziert, aber natürlich auch, wie groß die Häuser sein dürfen. Die kleinen Flächen werden, wenn ein Geldgeber

für ein Haus gefunden ist, mit oft lächerlich schmalen Häusern bebaut, die von den Roma „public toilet“ genannt werden. Wegen Unklarheiten über den Grundbesitz stehen so auf dem weiten Brachland der Mahala nur einzelne Häuser. So lange dieses Gerangel nicht beendet ist, kehrt eine Familie nicht zurück und ist weiterhin dem bleiverseuchten Staub in Nord-Mitrovica ausgesetzt. So wurden Mehrfamilienhäuser auf dem Gelände der Mahala gebaut, doch Roma beschwerten sich, dass sie in diesen Häusern nicht wohnen könnten. Mehrheitlich waren es dann Roma aus anderen Gegenden, die in diese Häuser einzogen. Jetzt ist das RAD Centre, finanziert vom amerikanischen Mercy Corps, eingebunden in die Planung von weiteren Gebäuden, die den Lebens- und Wohngewohnheiten der Roma entgegenkommen. Ein Teil der schon gebauten Häuser ist bewohnt, ein Teil steht leer. Die Häuser zeigen Spuren des beginnenden Verfalls. Dabei drängt die Zeit. Mehr und mehr Geldgeber lösen ihre Büros in Mitrovica auf. Wenn sich Hilfsorganisationen aus dem Gebiet zurückziehen, schwinden auch die Chancen, dass hinreichend Mittel zur Verfügung stehen werden, um den zahlreichen noch vertriebenen oder in Lagern hausenden

„So lange dieses Gerangel nicht beendet ist, kehrt eine Familie nicht zurück und ist weiterhin dem bleiverseuchten Staub in Nord-Mitrovica ausgesetzt.“

Roma Wohnraum zur Verfügung zu stellen. 109 Familien leben inzwischen wieder in der Mahala, weit weniger als ein Zehntel der ehemals 8.000 Bewohner.

Abschiebung in die 100-prozentige Arbeitslosigkeit

Ein weiteres, ähnlich schwer wiegendes Problem ist der Mangel an Arbeitsmöglichkeiten. Warum (?) sollen Roma zurückkommen, wenn sie keine Arbeitsmöglichkeiten haben? Mehr als 70 Prozent bekommen Sozialhilfe, und auch die, welche mangels Registrierung keine erhalten, müssten eigentlich welche bekommen. Niemand allerdings kann von Sozialhilfe leben im Kosovo. Die 30 bis maximal 75 Euro reichen nicht fürs Essen für eine fünfköpfige Familie, geschweige denn für Medikamente, Strom, Wasser oder Schultensilien.

Der Dänische Flüchtlingsrat hat nun mit anderen NGOs ein Projekt namens „Industrial Hotel“ gestartet. In einer Reihe von Containern werden Recycling und ein paar kleine Handwerke angeboten. Jobs für ungefähr 40 Leute. Das Projekt trägt sich nicht, ist aber ein Anfang, um etwas gegen die fast 100-prozentige Arbeitslosigkeit von Roma zu tun.

Ein Mann kommt herbei, wir begrüßen uns und er führt mich zu dem schmalbrüstigen Haus, das er mit seiner Familie bewohnt. Er heißt Nexhmedin. Am 7. Oktober 2008 wurde er mit Frau und vier Kindern abgeschoben. Sie wohnten in Blaubeuren, in einer Wohnung, nach einer Weile im Flüchtlingslager. Er hatte eine feste Arbeit beim Lastwagenhersteller IVECO in Ulm. Nun sitzt er in der Roma-Mahala. Das Haus, das ein Zimmer im Erdgeschoss hat mit kleiner Küche und einen großen Raum im oberen Stockwerk, wird auch noch von seinen Eltern bewohnt. Die Familie bekommt 70 Euro Sozialhilfe, davon muss er aber allein monatlich 20 bis 25 Euro für Strom bezahlen. Seine Mutter bekommt 50 Euro zusätzlich vom Sozialamt, weil sie krank ist. Alle Kinder Nexhmedins gehen in die Schule, alle sprechen inzwischen albanisch. Er selbst hat eine Weile Plastik gesammelt, doch nun liegt der Berg Plastikmüll hinter dem Haus und die Firma, die die Flaschen abholen soll, kommt nicht.

Nexhmedin geht es nicht so schlecht. Ein Bruder wohnt nebenan, in einem eigenen Haus (er hat auch sein eigenes Haus). Das Leben ist zwar hart, aber es sieht so aus, als hätte Nexhmedin es im Griff. Er wirkt nicht deprimiert. Sicher hat er ab und zu einen Job, wenn auch nichts Festes. Nexhmedin hat Verwandte weiter im Süden bei Ferizaj und er hat auch



Wasteland

Sein „Haus“, eine dieser Absurditäten humanitären Engagements im Kosovo, die von den Bewohnern der Mahala „public toilet“ genannt werden. Seine Habe, gesammelter Plastikmüll, den die Recyclingfirma nicht abholt

noch eine Schwester und einen Bruder in Deutschland, die ab und zu Geld schicken. Davon kann er viel von seinen Kosten bestreiten. Für Viele sichern die Verwandten im Ausland das Überleben.

Die Vergangenheit bestimmt die Zukunft

Wir sind noch nicht fertig in der Mahala. Wir fahren ein Stück weiter die Straße hinunter, vorbei an einem Wohnblock, der ein Café und die Polizeistation beherbergt. Wir halten an der Straße bei einem Haus, aus dem auf Arbens Rufen eine Frau, etwa Mitte dreißig, herauskommt. Durch das offene Fenster schauen eine alte Frau und ein Mädchen. Die Alte lächelt irgendwie schmeichelnd, das Mädchen, das hinter ihr steht, mustert mich misstrauisch mit zusammengepressten Lippen. Ich erkläre der Frau mein Anliegen, und sie berichtet mir, dass das Haus nicht ihnen gehört, sondern einem Nachbarn, und dass sie jederzeit rausfliegen können. Ende Juli 2008 sind sie abgeschoben worden, mit fünf Kindern. Sie haben gar nichts; die Oma ist krank und braucht Medikamente, die sie nicht bezahlen können. Sie sind nicht gemeldet und bekommen deshalb auch keine Sozialhilfe. Die Kinder gehen nicht in die Schule. Ich frage warum, und die Antwort bringt als Begründung eine Mischung aus Angst und Abneigung. Teils kann sich die Frau nicht mit der Rückkehr abfinden und will ihre Kinder nicht auf eine Schule im Kosovo geben, teils hat sie Befürchtungen, Albaner könnten ihren Kindern was antun. Beides ist plausibel. Ein Mann kommt, es ist Osma der Ehemann. Er hat ein etwas ruppiges Auftreten, will erstmal wissen, was los ist, und bleibt zornig bei unserem weiteren Gespräch. Sie waren in Sindelfingen; zwei der Kinder sind in Deutschland geboren, alle waren in der Schule, das jüngste im Kindergarten. Dann kam die Abschiebung. Er wusste nicht, wohin. Vor dem Krieg war er in Peja, einer Stadt im Westen des Kosovos, Polizist gewesen. Deshalb, also als Roma bei der serbischen Polizei, könne er nun nicht zurück – auf keinen Fall nach Peja, eigentlich auch nicht in das Kosovo. Er sei in die Roma-Mahala gekommen, weil dort andere „Zigeunerische“, wie er sagt, sind. Hier fühlt er sich einigmaßen sicher. Aber es sei kein Leben hier, keine Arbeit. Er will es noch einen Monat versuchen, dann will er nach Montenegro gehen oder nach Serbien, Arbeit finden. Die Frau und die Kinder sollen erstmal in der Mahala bleiben.

Man wird sehen. Er lehnt es ab, fotografiert zu werden. Ihm sei die Gefahr zu groß, wieder erkannt zu werden.

Der Ort der Roma

– nahe am Müll, am Gift, am Dreck

Wir fahren weiter in den Nordteil der Stadt, ins Camp Osterode. Hier, in einer ehemaligen KFOR-Kaserne, sind die Flüchtlinge untergebracht, die man aus den bleiverseuchten Lagern weiter am Rande der Stadt evakuiert hat.³ Wir fahren ein Stück in die Kaserne hinein, passieren ein, zwei zweistöckige Häuserriegel und biegen dann auf einen Platz ein. Eine weitere Hauszeile; Wäsche hängt aus den Fenstern, ein schmaler Grünstreifen mit Büschen. Gegenüber, nur wenige Hundert Meter vom Camp entfernt, erhebt sich drohend eine gewaltige braune Wand. Es ist die Abraumhalde der ehemaligen Bleimine von Trepca, deren giftiger Staub nach wie vor Luft und Böden verseucht. Auf dem Parkplatz treffen wir Fatima, eine der Töchter des Ehepaars Jahirovic, das ich besuchen will. Wir folgen ihr in den ersten Stock und betreten ein geräumiges Zimmer. Eine Sofaecke, Teppiche auf dem Boden, ein Fernseher fehlt nie. Herr Jahirovic begrüßt uns, bittet uns, Platz zu nehmen. Fatima setzt sich neben ihren Vater, wir wechseln ein paar Worte, ich erkläre meine Anwesenheit. Ihr Vater antwortet ein bisschen, dann ergreift Fatima das Wort und sagt, dass sie eigentlich keine Lust haben auf noch einen Besuch aus Deutschland, der ihnen nichts brächte. Es seien schon viele Leute gekommen, Journalisten und andere, und alle hätten irgendwas versprochen, aber nie hätten sie etwas davon gehalten. Ich gebe ihr Recht, habe wenigstens den Vorteil, von Anfang an gesagt zu haben, dass ich ihnen keine Hilfe bieten kann. Die Atmosphäre ändert sich schlagartig, als ich sage, dass ich von einer Kollegin aus Köln geschickt

wurde und von ihr auch Geld mitbringe für die dringende Operation der Frau Jahirovic.

Alle sind nun außerordentlich herzlich. Fatima berichtet, als Iris, die Kölner Freundin, vor ein paar Wochen hier war,

wäre sie nicht da gewesen, und so habe sie Iris leider nicht ihren Sohn zeigen können. Ich sage ihr, dass ich ein Foto machen könne, das ich Iris schicke. Fatima sucht nach der DVD mit dem Fernsehbeitrag, den das ZDF Magazin Mona Lisa damals, 2005, von der Abschiebung und dem Leben der Familie im bleiver-

³ Zahlreiche Organisationen, u.a. die Weltgesundheitsorganisation, haben die Schließung dieses Lagers und die sofortige Evakuierung und Behandlung der Insassen gefordert. Seit Jahren bemüht sich die Gesellschaft für bedrohte Völker GfbV um die Bekanntmachung dieses verdrängten Skandals. (Vgl.

<http://www.gfbv.de/inhalts-Dok.php?id=743>)

Stephan Dünwald ist Ethnologe, freier Journalist und forscht derzeit in Mali.

„So lange dieses Gerangel nicht beendet ist, kehrt eine Familie nicht zurück und ist weiterhin dem bleiverseuchten Staub in Nord-Mitrovica ausgesetzt.“

seuchten Lager gemacht hat. Der Fall Jahirovic, so dämmert mir langsam, ist wahrscheinlich der am besten dokumentierte Fall einer Abschiebung in das Kosovo. Ich beginne zu verstehen, dass das Interesse an dem Fall auch immer wieder die Hoffnung der Familie genährt hat, dass man ihnen schließlich helfen würde, vielleicht sogar nach Deutschland zurückzukehren. Nun sitzen sie immer noch in dem Lager, in das sie eigentlich nicht hineingehören, weil es ausschließlich für Roma aus anderen, noch schlimmer bleiverseuchten Lagern, eingerichtet wurde. Nur eine kurze Weile wurden auch Abgeschobene aus Westeuropa aufgenommen. Die Jahirovics sind unter den rund 90 Familien im Camp Osterode die einzige Familie aus Deutschland. Und schließlich hat das ganze Medieninteresse nichts gebracht. Noch immer sitzen sie in dem Lager. In der Roma-Mahala ist für sie, die aus Westeuropa kommen, kein Platz. Hausbauprogramme sind nur für Vertriebene aus der Region. Schrittweise muss den Jahirovics klargeworden sein, dass sie festsitzen, dass ab und an mal ein paar Euro kommen von Freunden, aber dass eine echte Hilfe ausbleiben wird.

Versunken in Hoffnungslosigkeit

Dai und Arben fahren mich zu einem Hotel in der Nähe ihres Büros. Am Abend gehe ich noch einmal zum Camp Osterode. Ich fotografiere die Halde, dann ein paar Jungs, dann das Camp. Vor einem der Häuser sitzt ein Mann, vielleicht in meinem Alter. Wir kommen ins Gespräch. Er spricht einigermaßen gut Englisch, arbeitet als Taxifahrer. Heute ist sein Auto aber in Reparatur; er ist krank, deshalb sitzt er hier. Auch er wohnt im Camp. Er ist geflüchtet, während des Krieges. Seine Frau kommt aus dem Sandzak, sie ist Ungarin, doch sie haben sich vor einiger Zeit getrennt. Sie ist zurück, hat das Haus bekommen und 70 Prozent vom Geld, er den Rest und das Auto. Er war auch in Deutschland, in Hamburg, und hat als Fachmaler gearbeitet. Damals hat er fast 30 Euro die Stunde verdient bei guten Jobs. Jetzt verdient er als Taxler bei Arbeitszeiten zwischen 10 und 17 Stunden vielleicht 15 Euro am Tag. Ich frage ihn, was ihn hier hält, er wisse doch, dass die Gegend vergiftet ist. Er sagt, das sei persönlich, er könne es nicht erklären. Er wirkt nicht deprimiert, eher so, als habe er sich schon vor Zeiten aufgegeben, lebe nur mechanisch weiter. Ich verabschiede mich höflich. Im Hotel kaufe ich mir noch ein Bier, über dem ich auf meinem Zimmer einschlafe. Ich werde weiterfahren am nächsten Morgen, nach Vitimirice, wo ich ein krankes, altes Ehepaar treffen werde, versunken in Hoffnungslosigkeit, alle Kinder in Deutschland. Dann nach Montene-



gro, wo in einer Slumsiedlung mehrere Tausend Roma aus dem Kosovo ausharren, aus Angst, im Kosovo wieder vertrieben zu werden. Hier, in Nord-Mitrovica, im Schatten der giftigen Halde, habe ich ein Gefühl von Elend, Krankheit und Hilflosigkeit angesichts der Ausweglosigkeit, in der viele Menschen hier stecken. Von hier führt keine Brücke in ein anderes Land. Wer sich hier aufmacht nach Westen, der geht heimlich – nimmt den Weg durch den Fluss, weil die Brücken versperrt sind. Die „Deutschen Wochen“ gehen weiter, schon werden neue Roma zusammengetrieben für den nächsten Transport. Er führt nicht, wie früher, in deutsche Lager. Er führt in ein Land, das die Roma nicht will, das ihnen keine Chance gibt, das sie wieder verlassen würden, wenn sie könnten.<

Die Halde
Toxischer Staub
weht von hier über
Camp Osterode
und die ganze Stadt.